

STAATS LEXIKON

8. Auflage

Band 1

ABC-Waffen – Ehrenamt

HERDER

dieser Einsicht, die Nancy Fraser in ihrer Auseinandersetzung mit Judith Butler „Antiesentialismus“ v. „Multikulturalismus“ nannte und kritisierte: die eine sieht in Differenzen nichts als Konstruktionen, die spielerisch aufzulösen sind; die andere, der Multikulturalismus, der Hintergrund der Forderung nach Anerkennung von D., kultiviert die positive Sicht von Gruppenunterschieden und -identitäten. Die Forderung bedingungsloser Anerkennung der kulturellen Verschiedenheit von Gruppen und Individuen als gleichwertig übersieht allerdings, dass nicht alle Gruppenidentitäten gleichermaßen mit demokratischen Werten, der gleichen Freiheit und Teilhabe aller Bürger (↑Partizipation) vereinbar sind.

Literatur

D. Gutting: Diversity Management als Führungsaufgabe, 2015 • R. Bendl/E. Hanappi-Egger/R. Hofmann (Hg.): Diversität und Diversitätsmanagement, 2012 • G. Krell/R. Ortlieb/B. Sieben (Hg.): Chancengleichheit durch Personalpolitik, 2011 • G. Vedder: Diversity Management. Grundlagen und Entwicklung im internationalen Vergleich, in: S. Andresen/M. Koreuber/D. Lüdke (Hg.): Gender und Diversity. Altraum oder Traumpaar? 2009, 111–131 • G. Krell u. a. (Hg.): Diversity Studies, 2007 • M. Verloo: Displacement and Empowerment. Reflections on the Concept and Practice of the Council of Europe Approach to Gender Mainstreaming and Gender Equality, in: Social Politics 12/3 (2005), 344–365 • S. Raasch: Vom Verbot der Geschlechtsdiskriminierung zum Schutz von Diversity, in: KJ 37/4 (2004), 394–412 • J. Butler: Das Unbehagen der Geschlechter, 2003 • Europäische Kommission (Hg.): Kosten und Nutzen personeller Vielfalt in Unternehmen, 2003 • B. Hobson (Hg.): Recognition Struggles and Social Movements, 2003 • S. Bothfeld/S. Gronbach/B. Riedmüller (Hg.): Gender Mainstreaming – eine Innovation in der Gleichstellungspolitik, 2002 • N. Fraser: Multiculturalism, Antiesentialism, and Radical Democracy. A Genealogy of the Current Impasse in Feminist Theory, in: N. Fraser (Hg.): Justice Interruptus, 1997, 173–188.

ILONA OSTNER

III. Pädagogik

D., häufig auch mit Vielfalt bezeichnet, ist ein Konzept in der ↑Pädagogik, um sowohl die individuelle als auch die gruppenbezogene Unterschiedlichkeit von Menschen festzustellen. Die D. von Personen wird in pädagogischer Perspektive in verschiedenen Differenzlinien betrachtet. Dazu gehören v. a. das Alter, das Geschlecht, sexuelle und lebensstilbezogene Orientierungen, die kulturelle und ethnische Herkunft inkl. dem Migrationshintergrund, der ↑Religion, der sozio-ökonomische Status, ↑Behinderung. Die D. der ↑Gesellschaft mit solchen Differenzlinien spiegelt sich in der Heterogenität von Gruppen (↑Gruppe) in pädagogischen Institutionen wie der frühkindlichen Erziehung (↑Früherziehung), der ↑Schule, der beruflichen Bildung (↑Berufliche Bildung), der Hochschule (↑Hochschu-

len) bis hin in die ↑Erwachsenenbildung. Insb. aus den Erfahrungen internationaler Schulsysteme werden heterogene Lerngruppen, die die D. der Gesellschaft umfassend wiedergeben, als günstig angesehen, weil sie höhere Lernanreize in der Differenz setzen, bessere Bildungserfolge in der Breite garantieren und stärker soziale Teilhabe über Milieus und Schichten hinweg in der Gesellschaft ermöglichen.

1. Diversität, Demokratie und Erziehung

Als erster Erziehungs- und Kulturtheoretiker hat John Dewey die D. systematisch mit der Idee von ↑Erziehung verbunden. In dem Unterkapitel „Die demokratische Konzeption in der Erziehung“ (Dewey 1989: Bd. 9) geht J. Dewey von der Annahme aus, dass die soziale Organisation von sozialen Gruppen (↑Gruppe) auch die Erziehung in ihnen bedingt. Eine demokratische Gesellschaft zeichnet sich dadurch aus, dass sie nicht nur ihre eigenen Gebräuche und Gewohnheiten reproduziert, sondern innerhalb ihres Systems Entwicklungen und soziale Fortschritte (↑Fortschritt) zulässt und ermöglicht. Der Begriff des Wachstums, der bei J. Dewey für einen reflektierten Bildungsbegriff steht, zielt darauf, einen ↑Habitus zu entwickeln, der die Welt in ihren Ressourcen nutzt, sich an sie im Sinne einer Akkommodation anpasst und sie zugleich im Sinne einer Assimilation verändert. Ein Wachstum im Sinne einer demokratischen Erziehung wären Impulse und Kräfte für eine Vorwärtsentwicklung, die Vermeidung bloßer Imitation, keine bloßen Routinen oder Reproduktionen, sondern Versuche eines gewollten gesellschaftlichen Wandels, der ↑Partizipation aller Beteiligten ermöglicht. Dabei spielt die D. eine entscheidende Rolle. Für J. Dewey gibt es zwei wesentliche Kriterien der Gestaltung und Erneuerung einer demokratischen Gesellschaft:

a) Wie zahlreich und unterschiedlich sind die bewusst geteilten Interessen in einer Gemeinschaft? ↑Demokratie entsteht dort leichter, wo zahlreiche und unterschiedliche bewusst geteilte Interessen (↑Interesse) vorliegen, weil und insofern hier auch eine Denkweise entsteht, die von einem Sinn für die Unterschiedlichkeit von Interessen im Rahmen sozialer Kontrolle (↑Soziale Kontrolle) ausgeht und diesen dann auch in der Erziehung entwickelt.

b) Wie vollständig und frei ist der Austausch mit anderen Gemeinschaften? Demokratie entsteht dort leichter, wo nicht nur eine Interaktion zwischen sozialen Gruppen in einer Gesellschaft stattfindet, sondern wenn und insofern auch ein Habitus ausgebildet wird, der kontinuierlich neue Herausforderungen im Rahmen des sozialen Wandels durch die unterschiedlichen Interaktionen herzustellen und stets neu zu justieren in der Lage ist.

Beide Grundsätze, so argumentiert J. Dewey, sind für die Erziehung von ausschlaggebender Bedeutung. Demokratische Gesellschaften, die ihnen folgen, zeigen sich prinzipiell interessierter an einer freiheitlichen, sys-

tematischen und chancengerechten Erziehung. Dabei entsteht ein demokratisches Leben durch die Art des gemeinsamen Umgangs, die gemeinsame ↑Kommunikation, dabei die Erweiterung der Handlungschancen von Individuen (↑Individuum), die untereinander und miteinander partizipieren, wobei jeder seine Interessen auf die der anderen rückbeziehen muss. Aus einer solchen Haltung heraus entsteht die Überwindung von ↑Rassismus, von Klassentrennungen und eines ↑Nationalismus, drei Bedingungen, die nach J. Dewey die Menschen daran hindern, zu einer größeren Selbstentfaltung zu gelangen. Je weiter sich die Gruppeninteressen unterschiedlich entwickeln können, je weniger sie Gruppenegoismen oder einseitigen Interessen folgen, umso größer erscheinen die individuellen Chancen in einer Demokratie. Und dies bedeutet zugl., dass auf dieser Basis auch die Chancen einer Erziehung gründen, die in demokratischer Orientierung stets eine Vielfalt und Unterschiedlichkeit an Chancen vor dem Hintergrund gemeinsamer ↑Achtung entwickeln muss, indem sie sowohl zu einem Wachstum individueller Fähigkeiten aller Mitglieder einer Gesellschaft kontinuierlich und sozial ausgleichend führt als auch die Breite und Vielfalt der Interessen damit selbst ständig erweitern hilft.

Interaktion ist in der D. eine wesentliche Voraussetzung. Weil Menschen vielfältig miteinander interagieren, müssen sie ihre Handlungen aufeinander abstimmen. In Interaktionen bedeuten Abstimmungen von Handlungen aufeinander, dass geteilte Interessen und gemeinsame Handlungen entstehen. Insofern sind Kooperationen in sehr unterschiedlichen Varianten eine grundlegende Voraussetzung in der D. Gemeinsamkeiten werden über geteilte Werte abgesichert, wobei die Absicherung in der Erziehung geschieht. Aber diese Absicherung muss sich vor Stillstand hüten, weshalb es nach J. Dewey fatal wäre, die Erziehung an bestimmten Interessen bestimmter Gruppen auszurichten.

2. Diversität in der flüssigen Moderne

Im Blick auf die Kriterien sehen wir heute in unseren Wirklichkeitskonstruktionen schärfer, dass ein Wachstum von Unterschieden zwar zu einer größeren Handlungsbreite und auch zu zahlreichen Handlungschancen führen kann, aber die Unterschiedlichkeiten in den demokratisch verfassten und orientierten Gesellschaften haben keineswegs soziale Widersprüche so beseitigen können, wie es J. Dewey 1916 noch hoffen konnte. In Zeiten der „flüssigen Moderne“, wie z. B. Zygmunt Bauman anschaulich herausgearbeitet hat, ist an die Seite der D. eine Ambivalenz getreten, die gerade die geteilten Werte kennzeichnet. Wir sehen heute schärfer, dass alle Fortschritte – auch die materiellen – ein doppeltes Gesicht tragen. Sie ermöglichen nicht nur einen besseren Lebensstandard, sondern bezeichnen oft auch Risiken der Lebensführung in einer ↑Risikogesellschaft, die nicht eindeutig nach positiv und negativ zu klassifi-

zieren sind. In unseren absichtsvoll geteilten oder unabsichtlich gelebten Wünschen und Möglichkeiten sind die Werte (↑Wert) damit selbst uneindeutiger, widersprüchlicher, sehr oft ambivalent geworden. In dieser Ambivalenz steht auch die gesellschaftliche Teilung der Menschen, für die sich ↑Wohlstand und Lebensstandard, Chancen der ↑Bildung und Lebensführung sehr unterschiedlich – individuell und global – entwickeln. Heute wird es im Rahmen der Mehrdeutigkeit des Wachstums – ob individuell oder global – immer dringlicher und kritischer, neue Kriterien zu finden, die uns eine Orientierung in Richtung einer besseren Chancengerechtigkeit (↑Chancengerechtigkeit, Chancengleichheit) führen, wie sie v. a. über die Erziehung erreicht werden kann. Hierzu gehört insb. eine ↑Solidarität der besser Gestellten mit den nicht so privilegierten Mitmenschen. Und im Blick auf das zweite Kriterium von J. Dewey wird erkennbar, dass die Sicherung der Pluralität, der Ermöglichung von ↑Konsens und Dissens, ohne sogleich zu gewaltvollen Auseinandersetzungen zu führen, zwar in der Menschenrechtsdiskussion und der ↑UNO eine institutionelle Gestalt angenommen haben, aber dies hat keineswegs zum ungebrochenen Durchbruch des Kriteriums verholfen. Für die ↑Pädagogik rückt daher in einer Auseinandersetzung mit dem Konzept der D. auch die Machtfrage ins Zentrum der Überlegungen, wie es insb. von Michel Foucault eingebracht wurde. Unter Einschluss einer kritischen Überprüfung der ↑Macht im sozialen Feld, in der die Pädagogik insb. die Positionierung durch sozio-ökonomischen Status und ↑Habitus beachten muss, bleiben beide Kriterien grundlegend noch sinnvoll, auch wenn sie nur Metaperspektiven angeben, um konkret und vor Ort die Verhältnisse zu befragen und für demokratischere Verhältnisse mit klarer Zielstellung einzutreten.

D. steht vor diesem Hintergrund heute insb. mit der Frage nach der Heterogenität von Lerngruppen und der gesetzlich durch die UN-Behindertenrechtskonvention seit 2009 geregelten ↑Inklusion im Zusammenhang. Dabei wird Heterogenität – also ein Wachstum in Unterschiedlichkeit – zunehmend in pädagogischen Diskursen als eine wesentliche Chance gesehen, um einen besseren Lernerfolg für alle zu erreichen und die Chancengerechtigkeit Schritt für Schritt zu verbessern.

Literatur

K. Reich: Inklusive Didaktik, 2014 • K. Reich: Chancengerechtigkeit und Kapitalformen, 2013 • K. Reich: Inklusion und Bildungsgerechtigkeit, 2012 • J. Hattie: Visible Learning, 2009 • Z. Bauman: Liquid Modernity, 2000 • M. Foucault u. a.: Technologien des Selbst, 1993 • A. Prengel: Pädagogik der Vielfalt, 1993 • J. Dewey: The Middle Works, 15 Bde., 1989 • P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, 1987 • M. Foucault: Dispositive der Macht, 1978. KERSTEN REICH